

## Prolog

Joan Ridley schreckte aus dem Schlaf. Ihr Herz pochte heftig. War da ein Schrei gewesen? Sie setzte sich auf. Durch die dünnen Vorhänge fiel das schwache, bläuliche Licht der Dämmerung. Draußen war nur das tägliche Morgenkonzert des Waldes zu hören: der Gesang der Vögel, hin und wieder unterbrochen vom klagenden Ruf eines Adlers, dem Kreischen der Meerkatzen oder dem Trompeten eines Elefanten.

Sie lauschte eine Weile, während sich ihr Puls allmählich beruhigte. Sie musste geträumt haben. Sie streckte sich auf der dünnen, von der allgegenwärtigen Feuchtigkeit klammen Matratze aus und versuchte wieder einzuschlafen. Sie hatte heute einen langen Weg vor sich: Sie wollte Gruppe 8 suchen, die sie schon eine ganze Weile nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Zuletzt war die zwölköpfige Berggorillasippe an den Hängen des Sabyo-Vulkans gesehen worden, der das Dreiländereck zwischen dem Kongo, Ruanda und Uganda markierte.

Sie schwang sich aus dem Bett, zog sich die braungrün gefleckte Tarnkleidung über, zögerte kurz, griff dann nach dem Halfter mit Revolver am Haken neben der Tür und legte ihn an. Sie hatte schon länger keine Leopardenspuren mehr in der Nähe gefunden, und es war höchst unwahrscheinlich, dass eines der scheuen Tiere sie angriff, aber es schadete nicht, vorsichtig zu sein.

Die Karisoke-Forschungsstation lag still im Morgennebel. Die meisten der schlichten Hütten standen leer. Die Gründerin der Station, die legendäre Gorillaforscherin und Naturschützerin Dian Fossey, hatte bis zu ihrer Ermor-

dung dort gelebt, wo jetzt Joans Hütte stand. Während des Bürgerkriegs in Ruanda war die ursprüngliche Station zerstört worden, doch Joan hatte gemeinsam mit einer Gorillaschutz-Organisation für den Wiederaufbau gesorgt. Dennoch hatte hier nie wieder die frühere Betriebsamkeit geherrscht, denn seit Dian Fosseys Tod war das wissenschaftliche Interesse an den Berggorillas erlahmt. Ihr Verhalten galt als hinlänglich erforscht, ihr genetischer Code war gespeichert. Sie waren nur noch eine von vielen bedrohten Tierarten, die zumindest in den Archiven der Wissenschaft überleben würde. Nur zwei Studenten, die mehr aus Abenteuerlust denn aus wissenschaftlicher Notwendigkeit an einer Langzeitstudie der Gorilla-Bewegungen im Gebiet des Virunga-Massivs teilnahmen, schliefen noch in einer der aus Wellblech und Holz zusammengezimmerten Behausungen.

Joan ließ die beiden schlafen, ging zum Hühnerpferch und holte sich zwei Eier, die sie in der kleinen Kochhütte zu einem Omelett briet. Dann packte sie ihre Ausrüstung zusammen: Feldstecher, digitale Videokamera, Diktiergerät, eine Feldflasche mit Wasser und zwei Riegel Kraftnahrung für den Notfall. Währenddessen zogen Bilder eines wirren Traums durch ihren Kopf: Ein Gorilla, groß wie King Kong, hatte sie über die Vulkanhänge verfolgt und war dann von Hunderten von Menschen mit Macheten zerstückelt worden.

Sie schüttelte den Kopf, um das Bild zu verdrängen, und nahm einen Schluck von ihrem starken Kaffee. Die Einsamkeit hier oben hatte manchmal unangenehme Begleiterscheinungen. Trotzdem würde sie ihren Arbeitsplatz mit keinem anderen auf der Welt tauschen wollen. »Sanfte Riesen« hatte ihr Vorbild Dian Fossey sie genannt, und Joan liebte die Tiere fast wie ihre eigene Familie. Ihrer Meinung nach waren sie die freundlichsten und sympathischsten

Lebewesen auf dem Planeten. Ihre Forschungsarbeit über den Humor der Berggorillas war in Fachkreisen oft belächelt oder gar verhöhnt worden. Doch sie hatte inzwischen genügend Videobeweise gesammelt, um zu zeigen, dass Gorillas sehr wohl Schabernack miteinander trieben und eine Gefühlsäußerung zeigten, die man durchaus als Lachen interpretieren konnte.

Nicht zum ersten Mal überlegte sie, was aus der Erde geworden wäre, wenn nicht Homo sapiens, sondern die Gorillas die Weltherrschaft errungen hätten. Sie war überzeugt, dass die Welt eine bessere gewesen wäre. Wenn es einen Gott gab, dann hatte er bei der Auswahl der dominanten Spezies einen gravierenden Fehler gemacht.

Sie trank den Kaffee aus, spülte das Geschirr ab und trat aus der Kochhütte. Der Karisimbi, mit gut 4500 Metern der höchste Gipfel des Virunga-Massivs, lag im Nebel verborgen. An seinen Hängen hatte Joan gestern am Spätnachmittag noch einmal kurz Kontakt mit Gruppe 5 gehabt, einer der an Menschen gewöhnten Gruppen, die in der Saison mehrmals pro Woche Besuch von Touristen bekamen.

Sie sah die Touristen mit gemischten Gefühlen. Fast täglich durchquerten sie in kleinen Gruppen die Station, fotografierten sich gegenseitig neben Dian Fosseys Grab und starrten Joan manchmal an, als hielten sie sie ebenfalls für eines der letzten Exemplare einer aussterbenden Spezies. Trotz aller Ermahnungen waren sie oft viel zu laut, ließen ihren Unrat im Lager herumliegen und trampelten durch den Urwald wie eine Horde Elefanten. Andererseits war der Gorilla-Tourismus eine der wichtigsten Devisenquellen Ruandas und hatte der Gegend um den »Parc National des Volcans« relativen Reichtum beschert. Dadurch war das Problem der Wilderei, gegen das Dian Fossey so unermüdlich gekämpft hatte, stark zurückgegangen, und der

Gorillabestand hatte sich in den letzten zwei Jahrzehnten wieder leicht erholt. Es war Monate her, dass Joan eine Fangschlinge hatte entfernen müssen. Es schien, als hätten seltene Lebewesen nur dann noch eine Überlebenschance, wenn sie den Menschen als Urlaubsattraktion dienten.

Der Schrei, den sie vorhin zu hören geglaubt hatte, drängte sich in ihre Gedanken und verursachte ein ungutes Gefühl in ihrem Magen. Albern eigentlich – sicher war es nur ein Rest des wirren Traums gewesen. Doch sie würde keine Ruhe finden, bis sie sich davon überzeugte, dass der Silberrücken Cato und seine Gruppe wohlauf waren. Sie beschloss, einen kurzen Abstecher zu den Hängen des Karisimbi zu machen und nach dem Rechten zu sehen, bevor sie sich auf die Suche nach Gruppe 8 machte.

Sie ging zügig, aber nicht hastig. Auch wenn sie dem schmalen Pfad zum Karisimbi schon hundert Mal gefolgt war, wusste sie, wie gefährlich Eile sein konnte. Einerseits gab es mehrere steil abfallende Stellen, und schon ein einziger Fehltritt auf dem von der Feuchtigkeit schlüpfrigen Grund konnte einen Absturz mit Knochenbrüchen zur Folge haben. Andererseits bestand immer die Gefahr, unversehens mit einem der Büffel zusammenzustoßen, die morgens oft reglos im Unterholz standen. Jahr für Jahr kamen mehr Menschen durch Zusammenstöße mit den leicht reizbaren und enorm starken Tieren um, als durch Angriffe von Löwen oder anderen Großkatzen. Hier im Hochwald, wo es sonst nur scheue Bergleoparden gab, waren sie die mit Abstand gefährlichsten Lebewesen. Joans Pistole würde sie vor einem wütenden Büffel kaum schützen können.

Die Sonne erhob sich rasch über die Baumkronen. Ihre Strahlen flirrten durch das lichte Laub des Hochwaldes und vertrieben den Morgennebel. Doch Joan hielt sich nicht mit der Betrachtung der herrlichen Natur auf. Eine uner-

klärliche innere Unruhe, die mit jedem Schritt zuzunehmen schien, trieb sie voran.

Nach einer halben Stunde erreichte sie den Berghang, an dem sie Gruppe 5 zuletzt beobachtet hatte. Die Wiese war leer, der Dung abgekühlt. Die Gruppe hatte für die Nacht sicher den Schutz des Dickichts weiter oben aufgesucht.

Joan hielt einen Moment inne, um ihren Puls zu verlangsamten und Atem zu schöpfen. Sie durfte ihre wissenschaftliche Professionalität nicht verlieren. Offenbar machte sie die lange Einsamkeit nervöser, als sie sich eingestand. Vielleicht war es Zeit, mal wieder ein paar Wochen zu ihren Eltern nach Atlanta zu fahren, um etwas Abstand zu gewinnen. Sie atmete tief durch, doch das beklemmende Gefühl in ihrer Brust wollte nicht weichen.

Sie sah sich einen Moment um. Für jemanden, der sich schon so lange mit Gorillas beschäftigte wie Joan, war es ziemlich leicht zu erkennen, was die Familie aus dreizehn Tieren hier getrieben hatte. Sie waren etwa zwei bis drei Stunden an dieser Stelle geblieben, hatten gefressen und geruht, bevor sie in der Abenddämmerung aufgebrochen waren, um einen besser geschützten Schlafplatz zu suchen. Einer der Büsche war ziemlich übel zugerichtet: Abgebrochene Zweige und Blätter lagen herum, Spuren des Impioniergehabes eines der jungen SchwarZRücken. Abgeknickte Äste an einem niedrigwüchsigen Baum zeigten, dass hier die beiden Jungtiere der Gruppe herumgeklettert waren. Schließlich entdeckte Joan die Stelle, an der die Gruppe die Wiese verlassen hatte, und folgte ihrer Spur weiter den Hang hinauf.

Das erste, was sie wahrnahm, war der Geruch. Der ekelhafte, metallische Geruch von Blut, gemischt mit dem Gestank in höchster Not ausgeschiedener Exkreme. Dann hörte sie das Summen der Fliegen.

Ihre Kehle schnürte sich zusammen, als ihr klar wurde,

dass sich ihre schlimmsten Ahnungen bestätigten. Sie zwang sich, die Zweige eines dichten Gebüschs beiseitezuschieben.

Es war eines der Weibchen. Joan hatte sie Lucy getauft, weil sie immer ein bisschen dominant und frech gewirkt hatte – so wie die Figur in den Peanuts-Comics. Lucy lag unter hoch aufragenden Farnen auf dem Rücken. Ihre leeren Augen starrten hinauf in das lichtdurchflutete Blätterdach. Der intelligente, beinahe verschmitzte Ausdruck, der in diesen Augen gelegen hatte, war für immer verschwunden.

Joan verscheuchte die Fliegen, die sich auf Lucys schrecklich zugerichtetem Körper niedergelassen hatten. Das schwarze, seidige Haar war blutverklebt. Hals und Brust wiesen mehrere tiefe Fleischwunden auf. Ein ganzes Stück ihrer Schulter sowie ein Teil des linken Unterarms fehlten.

Das Entsetzen raubte ihr den Atem. Sie hatte Fotos von Gorillakadavern gesehen, die von den Macheten der Wilderer brutal verstümmelt worden waren, aber keiner der Körper war so zerfetzt gewesen. Die Wunden waren nicht glatt, sondern unregelmäßig und ausgefranst. Es sah aus, als habe jemand mit einem nicht mehr scharfen Dolch oder einem spitzen Dorn brutal auf den Gorilla eingestochen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie einen klaren Gedanken fassen konnte. Was war hier geschehen? Wo war der Rest von Gruppe 5? Wieso hörte sie keine aufgeregten Rufe, kein erregtes Brusttrommeln? Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und zwang sich, der Spur weiter zu folgen.

Wenige Minuten später hatte sie die schreckliche Gewissheit: Kando, Lisa, Jenny und Mira, die vier übrigen Weibchen, die beiden Jungtiere Benni und Bob, sogar der mächtige Silberrücken Cato – sie alle lagen verstreut über

eine Fläche von mehreren hundert Quadratmetern, auf die gleiche bestialische Weise zugerichtet. Die Leichen von zwei der jungen SchwarZRücken, die sie als Jojo und Alfred erkannte, fand sie auf merkwürdige Weise ineinander verschlungen, als hätten sie noch im Tod die Nähe zueinander gesucht und sich zum Trost umarmt. Tom und Jerry, ebenfalls junge Männchen, lagen nicht weit davon entfernt auf dem Bauch. Eine Blutspur führte durch das Blattwerk, es sah so aus, als hätten sie sich noch schwer verletzt vom Ort des Grauens fortschleppen wollen.

Joan ging mit steifen, beinahe roboterhaften Schritten zwischen den Kadavern umher. Ihre Augen nahmen die Bilder auf, aber ihr Gehirn weigerte sich, sie zu verarbeiten. Sie war wie betäubt. Das, was hier geschehen war, passte nicht in ihren Kopf.

Es war undenkbar, dass die Katastrophe einen natürlichen Ursprung hatte. Kein Lebewesen des Waldes wäre in der Lage gewesen, einer gesunden Gorillagruppe etwas Derartiges anzutun. Es gab nur eine Lebensform, die zu solcher Grausamkeit fähig war.

Joan spürte kaum die Tränen auf ihren Wangen. Sie betrachtete den entsicherten Revolver in der Hand, aber es gab kein Ziel, an dem sie ihre ohnmächtige Wut hätte auslassen können. Sie war fast froh, dass die Verantwortlichen für dieses Verbrechen offenbar nicht mehr in der Nähe waren, denn sie hätte sich des Mordes schuldig gemacht, wäre sie einem der Wilderer begegnet.

Gorillas waren schon früher auf grausame Weise von Menschen getötet worden. Sie hatten sich in den Schlingen der Wilderer verfangen und sich üble Verstümmelungen zugezogen, an deren Folgen einige verendet waren. Erwachsene Tiere hatte man erschossen, um ihre Jungen in Zoos zu verschleppen. In einigen seltenen Fällen waren Gorillas mit Wilderern oder mit Hirten aneinandergeraten,

die ihre Rinder verbotenerweise in die Randbezirke des Nationalparks getrieben hatten. Joan hatte einmal Fotos eines Silberrückens gesehen, der während des ruandischen Bürgerkriegs von den Splittern einer Armeegranate getötet worden war. Aber nichts von alledem reichte an die sinnlose Gewalt heran, die hier gewütet hatte.

Es war einfach unfassbar. Eine ganze Familie ausgelöscht. Dreizehn Tiere. Für den Fortbestand der Berggorillas war das eine Katastrophe.

Als sie die Fundorte der Leichen auf der Suche nach Spuren der Mörder noch einmal abging, fiel ihr auf, dass es nur zwölf Tiere waren. Onkel Sam, der älteste der SchwarZRücken, fehlte. Offenbar war er dem Massaker entkommen. Vielleicht war er rechtzeitig geflohen, oder er hatte sich schwer verletzt davonschleppen können und lag nun irgendwo in einem Gebüsch und verendete qualvoll. Sie musste ihn finden!

Joan zwang sich, das Grauen zu verdrängen und sich auf diese Aufgabe zu konzentrieren. Ihr war übel. Ihre Hände zitterten, und ihre Knie fühlten sich an, als seien sie aus Gummi, aber sie schaffte es irgendwie, aufrecht stehen zu bleiben. Schließlich fand sie Blutspuren an den niedrigen Büschen und Farnen. Vorsichtig folgte sie der Spur den Berg hinauf.

Sie erinnerte sich an ihre erste Begegnung mit Gruppe 5. Sie war damals erst ein paar Wochen in Karisoke gewesen und hatte sich ziemlich ungeschickt angestellt. Statt durch lautes Zweige knacken auf sich aufmerksam zu machen, hatte sie sich an die Gruppe angeschlichen, um sie ungestört zu beobachten. Sie hatte damals geglaubt, das Verhalten der Gorillas auf diese Weise besser studieren zu können. Doch sie war der Gruppe zu nahe gekommen, und Sam hatte sie sehr schnell hinter einem Busch entdeckt. Das daraufhin losbrechende Spektakel hatte sie bis ins

Mark erschüttert. Die ganze Gruppe hatte sich hinter dem Silberrücken versammelt, der mit lautem Gebrüll auf sie losgegangen war. Joan hatte sich, ihr Ende vor Augen, auf dem Boden zusammengekauert. Doch Cato, der Menschen offenbar nicht für eine ernste Bedrohung hielt, hatte ganz dicht vor ihr innegehalten, verächtlich geschnaubt und sich dann abgewandt. Er hatte ihr ein für alle Mal gezeigt, dass Gorillas ein Anschleichen nicht tolerierten. Joan hatte diesen Fehler nicht noch einmal gemacht.

Die Blutspur führte in ein Dickicht aus Farnen und Bambus. Etwas wie ein heiseres Röcheln drang daraus hervor. Joan verharrte. Was sollte sie tun? Sich einem verletzten Gorilla zu nähern, war extrem gefährlich. Aber sie konnte Sam nicht einfach in dem Gebüsch verenden lassen!

Vorsichtig bog sie einige große Farnwedel beiseite. Dahinter erstreckte sich eine breite Spur niedergedrückter Pflanzen und abgebrochener Bambusstauden bis zu einem großen Busch, dessen Blattwerk eine natürliche Höhle formte. Darin hockte Onkel Sam, nur etwa ein Dutzend Meter entfernt. Seine Augen waren geweitet. Um die schwarzen Pupillen waren rötlich-weiße Ränder zu erkennen. In seiner Hand hielt er etwas, das wie ein welkes Bananenblatt aussah. Nein, es war ein Stück Stoff – vielleicht ein Kleidungsstück von einem der Mörder. Der Gorilla bleckte die Zähne und ließ ein kehliges Knurren ertönen, verhielt sich ansonsten aber ganz ruhig.

Langsam näherte Joan sich dem Tier bis auf etwa acht Meter, wobei sie leise, beruhigende Worte murmelte. Auch Sams Fell war blutverklebt, aber sie konnte nicht erkennen, wie schwer seine Verletzungen waren. Offene Fleischwunden waren nicht zu sehen.

Plötzlich sprang er auf, stieß ein durchdringendes Brüllen aus und rannte auf Joan zu.

Einen Moment war sie zu erschrocken, um zu reagieren.

Das Tier konnte nicht sehr schwer verletzt sein, denn es bewegte sich behände und ohne erkennbare Beeinträchtigung. Ihr wurde klar, dass es völlig verstört sein musste. Gorillas waren eigentlich sehr friedliche Lebewesen, aber das Vertrauen, das Joan mit der Gruppe über viele Monate aufgebaut hatte, war sicher durch die Wilderer zerstört worden. Der Gorilla musste sie für einen grausamen Feind halten.

Sie wusste, sie würde gegen das Tier, das mehr als doppelt so schwer war wie sie und über messerscharfe Reißzähne verfügte, keine Chance haben. Onkel Sam würde sie töten.

Ein Schuss fiel.

Sam hielt mitten in seinem Angriff inne und starrte sie verwundert an. Joan wurde erst nach einer Sekunde klar, dass sie selbst vor Schreck in die Luft geschossen hatte.

Sie wartete nicht, bis der Gorilla sich von seinem Schock erholt hatte, sondern drehte sich um und rannte den Abhang hinab. Hinter sich hörte sie das Brechen von Zweigen und das Keuchen und Knurren des wütenden Tieres. Erneut schoss sie in die Luft, aber diesmal ließ sich der Gorilla nicht aufhalten. Er stieß nur einen langgezogenen Wutschrei aus. Er war jetzt so nah, dass Joan glaubte, seinen Atem im Nacken zu spüren.

Sie stolperte, schlug hin, rasselte sich auf. Sie hatte keine Chance, Onkel Sam zu entkommen, der sich in seiner vertrauten Umgebung viel schneller und sicherer bewegen konnte. Aber sie würde lieber sterben, als ihren Revolver gegen den letzten Überlebenden der Gruppe 5 zu richten und selbst zur Mörderin an einem dieser großartigen Geschöpfe zu werden.

Plötzlich gab der Boden unter ihr nach. Hinter einer Wand aus hohen Farnen fiel der Hang steil ab. Sie stürzte, überschlug sich ein paar Mal. Der Revolver glitt ihr aus der

Hand. Sie rollte seitwärts den Abhang hinunter und schlug schließlich mit dem Kopf hart gegen einen großen Brocken aus verwittertem Basalt, der aus den Farnen aufragte. Sie hörte einen triumphierenden Schrei hoch über sich. Dann wurde es dunkel um sie.